

Heinrich Fries

Was bleibt von der Synode?

Die Synode – das griechische Wort für Concilium – ist zwar nicht mit der Kirche identisch, aber beschreibt einen wichtigen Vorgang und Dienst in ihr. Synode meint ursprünglich das Sich-Versammeln, das Zusammenkommen, das Miteinander derer, die den gleichen Weg und das gleiche Ziel haben. Dieser neutrale – politische – Begriff wurde in der Kirche übernommen, die sich selbst als Ekklesia, als herausgerufene Gemeinschaft und Versammlung verstand und dank ihrer Besonderheit auch Form und Aufgabenstellung des „Synodos“, der Synode spezifisch bestimmte.

Auf den so verstandenen Synoden bzw. Konzilien sollte die Verbundenheit der Glaubenden manifestiert, sollte die Gemeinschaft des Glaubens bezeugt und sollten anstehende, die Kirche und die Kirchen betreffende Fragen gemeinsam wahrgenommen und einer Entscheidung zugeführt werden.

Die erste wichtige und folgenschwere *Entscheidung der Urkirche*, die Frage nach dem Weg der Nichtjuden in die Gemeinschaft der Kirche Jesu Christi, wurde nach dem Zeugnis der Apostelgeschichte synodal entschieden: in dem Zusammenkommen, der Versammlung und dem Miteinandersein der Apostel, der Ältesten und der in Jerusalem lebenden Gemeinde. Dabei werden die Unterschiede zwischen Aposteln, Ältesten und Gemeinde keineswegs verwischt. Der Vorgang selbst wird so beschrieben: „Die Apostel und Ältesten traten zusammen, um über die Frage Klarheit zu gewinnen. Als aber auch hier die Meinungen heftig aufeinanderprallten, erhob sich Petrus und sprach.“ Dann erzählten Barnabas und Paulus von ihren Erfahrungen bei den Heiden, schließlich nahm Jakobus das Wort; dieser schlug eine EntschlieÙung vor, die dann von der ganzen Gemeinde angenommen wurde (Apg 15).

Gewiß, wir haben kein Statut dieser biblisch bezeugten Synode, obwohl die Frage der maßgeblichen Entscheidung durch die Apostel nicht zweifelhaft ist. Aber wir haben einen synodalen Vorgang. Die Entscheidung wurde nicht einfach formal oder autoritativ verfügt, sondern erarbeitet in der Diskussion, im „Aufeinanderprallen der Meinungen“, durch Erfahrungen und Argumente, die von der Versammlung nachvollzogen werden konnten und die schließlich bejaht und angenommen wurden.

Synode und synodaler Vorgang sind also biblisch gut begründet. Eine Synode heute ist deshalb kein modernistisch zu verdächtigendes Zugeständnis an den Zeitgeist, etwa unter den Schlagworten Demokratie oder Mitbestimmung, son-

dern ist ursprungsgetreu. Wenn sie darüber hinaus noch situationsgemäß ist, wird ihre Bedeutung nicht vermindert, sondern erhöht. Es ist die Verbindung von *Tradition und Situation*.

Synoden – und Konzilien – waren im Lauf der Geschichte der Kirche einem starken Gestaltwandel unterworfen. Für die römisch-katholische Kirche wurde der synodale Vorgang in seiner ursprünglichen Gestalt mehr und mehr, vor allem seit dem hohen Mittelalter, modifiziert zugunsten der hierarchischen Struktur und Leitung der Kirche. Diese Entwicklung fand ihren Höhepunkt in den Entscheidungen des Ersten Vatikanums über den Primat des Papstes und die Unfehlbarkeit seiner Entscheidungen „ex cathedra“. So konnte sich die Meinung bilden, Synoden als Entscheidungsgremien oder auch Konzilien seien überflüssig. Alle anstehenden Fragen und Aufgaben könnten zentral und einheitlich entschieden werden; eine diesem Vorgang vorausgehende Umfrage bei den Kirchen der Welt schaffe die notwendigen Voraussetzungen.

So war die Einberufung eines Konzils durch Papst Johannes XXIII. nicht nur nach dessen eigenen Worten eine plötzliche Eingebung, sondern, gesamtkirchlich gesehen, eine echte Überraschung. Das Zweite Vatikanum hat auch den synodalen Gedanken wieder neu belebt. Es wünscht, „daß die ehrwürdigen Einrichtungen der Synoden und Konzilien mit neuer Kraft aufblühen; dadurch soll besser und wirksamer für das Wachstum des Glaubens und die Erhaltung der Disziplin in den verschiedenen Kirchen, entsprechend den Gegebenheiten der Zeit, gesorgt werden“ (Dekret über die Hirtenaufgaben der Bischöfe, 36).

Da dies ohne nähere Bestimmung gesagt ist, legte es sich nahe, an die Ausführungen zu denken, die im geltenden kirchlichen Recht über die Plenarkonzilien (für mehrere Kirchenprovinzen) und Provinzialkonzilien sowie die Diözesansynoden niedergelegt sind. Danach sind diese Synoden rein hierarchische Versammlungen, die der Genehmigung des Apostolischen Stuhls bedürfen und bei denen der Bischof bzw. die Bischöfe die einzigen Gesetzgeber sind (CIC, can. 281 ff.). Priester, erst recht Laien, die im Kirchenrecht in diesem Zusammenhang nicht einmal genannt werden, haben kein Stimmrecht. Synoden dieser Art sind gleichsam „Transmissionsriemen der Zentralgewalt“ (K. Lehmann).

Kurz nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil haben die Diözesen Hildesheim und Meißen die für sie fälligen Diözesansynoden in den Dienst der Vermittlung des Konzils gestellt. Ebenso taten es die meisten österreichischen Diözesen, desgleichen die Diözesen in der Schweiz, diese mit gewissen Nuancen. Dabei zeigte es sich, daß die Form der im geltenden Kirchenrecht vorgesehenen Synoden mit den inhaltlichen Aussagen, den Intentionen und dem – viel beschworenen – Geist des Zweiten Vatikanums nicht mehr konform gingen. Das Muster paßte nicht mehr; es war zu eng. Das niederländische Pastoralkonzil, das 1966 begann und mehrere Jahre dauerte, war kein Provinzialkonzil im rechtlichen Sinn, sondern ein kirchliches Forum, das die gemeinsamen Anstrengungen der

niederländischen Kirche sichtbar machen wollte, nicht nur Beschlüsse des Konzils auf die konkreten Verhältnisse anzuwenden, sondern insgesamt solche Probleme anzugehen, deren Lösung dringlich erschien. Das „Experiment Holland“ hat jedoch keine Fortsetzung gefunden.

Die *Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland* hatte sich ähnlich wie die Pastoralsynode der katholischen Kirche in der DDR die Aufgabe gestellt, in ihrem Bereich „die Verwirklichung der Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils zu fördern und zur Gestaltung des christlichen Lebens gemäß dem Glauben der Kirche beizutragen“ (Art. 1 des Statuts).

Synode in der Linie des Konzils

Diese Synode unterschied sich von den Diözesansynoden herkömmlichen Stils wie auch vom holländischen Modell. Das lange Ringen um das Statut ist keineswegs nur ein Streit um Formalien gewesen, sondern die Bemühung, eine Synode im Kontext und in der Linie des Zweiten Vatikanums zu schaffen. Das ist nicht in allem gelungen; aber ein wichtiger Anstoß wurde gemacht. Das alles hängt damit zusammen, daß das Zweite Vatikanum ein „Konzil der Kirche über die Kirche“ war.

Von den Aussagen des Zweiten Vatikanums sind auch für Form und Inhalt der nachkonziliaren Synoden entscheidende Anstöße und Weichenstellungen ausgegangen. Im Statut und im Geschehen der Würzburger Synode spiegelt sich etwas von dem wider, was auf dem Konzil geschah und artikuliert wurde. Das war vor allem folgendes:

1. Der Abbau eines lange üblichen katholischen „Allein“, nämlich der Vorstellung, daß Kirche allein Papst- oder Kleruskirche sei, daß Kirche mit der kirchlichen Hierarchie identisch sei und deshalb von ihr aus bestimmt werden müsse. Der Ausdruck „Papstkirche“ war keineswegs ein Vorwurf von außen, sondern wurde von den Katholiken nicht selten und nicht ungerne gebraucht.

2. Positiv heißt das: Das Zweite Vatikanum hat in einer zentralen Aussage die Kirche als Sakrament der Einheit und als Volk Gottes auf dem Weg beschrieben. Sie hat die Kirche als die Gemeinschaft derer bestimmt, deren Glauben und Leben an Jesus Christus orientiert ist.

3. Für die Gemeinschaft der Glaubenden, für den Heildienst am Menschen sind jene da, die in dieser Gemeinschaft die öffentlichen Aufgaben der Verkündigung, der Liturgie, der Diakonie, der Leitung als Dienst an der Einheit wahrnehmen, also jene, die ein Amt in der Kirche haben. Dieses Amt wird ausdrücklich als Gabe und als Dienst beschrieben.

4. Zwischen den Trägern des Amtes, konkret zwischen Papst und Bischöfen, soll – das ist die wichtigste Ergänzung des Ersten Vatikanums – das Prinzip der

Kollegialität und damit der Brüderlichkeit maßgebend sein. Die Bischöfe sind zugleich die Repräsentanten der Vielheit der einen Kirche in den Ortskirchen. Kollegialität und Brüderlichkeit soll auch das Verhältnis zwischen den Bischöfen und dem Klerus bestimmen.

5. Neben dem Amt in der Kirche gibt es das Wirken des Geistes Gottes in seinen nicht zu verfügenden Gaben und Wirkungen, die nicht an das Amt gebunden sind. Die Kirche ist aufgebaut auf dem Fundament der Apostel und der Propheten. Der Geist Gottes weht, wo, wann und wie er will. Dieser Geist darf nicht manipuliert, unterdrückt oder ausgelöscht werden.

6. Weil die Kirche Volk Gottes auf dem Weg ist, gilt es, diese Wege zu sehen und zu gehen. Dazu gehört auch die Verwirklichung der synodalen Dimension, der Synoden als Zusammengehen und als Miteinandersein.

7. Wenn die Kirche auf dem Weg ist, dann heißt das: sie ist nie fertig. Es heißt auch: die Wege, die Wegschritte und die Ziele sind nicht von Anfang an und für alle Zeiten festgelegt; sie müssen in echter Gemeinschaft und Gefährten-schaft gesucht werden.

8. Als Volk Gottes auf dem Weg ist die Kirche der immerwährenden Erneuerung bedürftig – das ist ihre Grenze als sündige Kirche – und fähig – das ist ihre Stärke als heilige Kirche. Die Orientierungsdaten dieser Erneuerung heißen: ursprungsgetreu und gegenwartsbezogen, Tradition und Situation.

9. Die Sendung der Laien ist nach dem Konzil „Teilnahme an der Heilssendung der Kirche selbst“. Die Laien sollen „des priesterlichen, prophetischen und königlichen Amtes Christi teilhaftig, zu ihrem Teil die Sendung des ganzen christlichen Volkes in der Kirche und in der Welt ausüben“. Ausdrücklich wird gesagt: Es gibt Orte und Verhältnisse, „wo die Kirche nur durch die Laien das Salz der Erde werden kann“ (Kirchenkonstitution, 31, 33). In diesen Kontext gehört auch die lange Zeit vergessene bzw. verdrängte Aussage vom allgemeinen Priestertum der Gläubigen, die vielstrapazierte Aussage von der Mündigkeit der Laien sowie das wichtige Wort, daß die Gesamtheit der Gläubigen im Glauben nicht irren kann (ebd. 12).

10. Das Verhältnis von Kirche und Welt wird auf dem Zweiten Vatikanum ganz anders bestimmt, als es in den kirchenamtlichen Verlautbarungen bis dahin geläufig war. Das übliche Schema lautete, zugespitzt formuliert: Gericht über die Welt als Inbegriff des Unglaubens, Verurteilung ihrer Irrtümer, Exkommunikation der Dissidenten, Ausschaltung der Störenfriede, Klage über die Verbtortheit der Zeit, die noch nie so groß gewesen sei wie in der jeweils beklagten Gegenwart. Das Zweite Vatikanum spricht eine andere Sprache. Das Konzil kann seine „Verbundenheit, Achtung und Liebe gegenüber der ganzen Menschheitsfamilie nicht beredter bekunden als dadurch, daß es mit ihr in einen Dialog eintritt über all die schweren Fragen, die die Menschheit bewegen. Es geht um die Rettung der menschlichen Person, um den rechten Aufbau der menschlichen

Gesellschaft. Der Mensch also, der eine und ganze Mensch, mit Leib und Seele, Herz und Gewissen, Vernunft und Willen, steht im Mittelpunkt unserer Ausführungen“ (Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute, 3).

Strukturen der Synode

Von diesen Grundlagen her mußte auch die Form einer Synode neu geprägt werden – als Rezeptionsorgan gerade dieses Konzils. Es konnte also kein Gremium sein, das bloß wiederholt, was bereits gesagt ist; es mußte ein Gremium sein, das Übersetzungs- und Vermittlungsarbeit leistet im Sinn des recht verstandenen *Aggiornamento*. Die Synode konnte auch kein Gremium sein, dem nur die Bischöfe und vielleicht Vertreter des Klerus und der Orden angehören, aber Laien ausgeschlossen bleiben oder zwar Zutritt haben, aber nur die Funktion einer dialogisierenden Öffentlichkeit wahrnehmen, ohne stimmberechtigt zu sein. Die Synode konnte kein Gremium sein, wo allein der Bischof bzw. die Bischöfe die Entscheidungsbefugnis haben. Es konnte schließlich kein Gremium sein, wo die auf dem Konzil nicht behandelten dringenden Fragen unter Verschuß blieben.

In der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland waren Bischöfe, Priester und Laien versammelt. Die Zusammensetzung der Synode war ein Spiegelbild der katholischen Kirche in Deutschland, ihrer Pluralität, Tendenzen, Mentalitäten. Diese wurde noch eigens erhoben durch eine umfassende Umfrageaktion, wodurch der Bezug zur Basis und zu den Gemeinden hergestellt wurde – nicht im Sinn einer Vorwegentscheidung, sondern als Information über die Lage. Es sollten auf der Synode keine Antworten verabreicht werden, denen keine Fragen zugrunde lagen. Daß diesem Vorhaben kein volles Gelingen entsprach, ist durchaus zuzugeben.

Alle Mitglieder hatten gleiches Stimmrecht; zur Beschlußfassung war eine Zweidrittelmehrheit notwendig. Das war für die Synode ein heilsamer Zwang, den argumentativen Dialog so lange zu führen, bis ein hinreichender Konsens erreicht wurde. Die Bischöfe waren voll in die Synode einbezogen, ohne ihre verantwortliche Stellung eingebüßt zu haben. Diese wurde dadurch hervorgehoben, daß im Statut ausdrücklich vorgesehen war, daß die Bischöfe Vorlagen aus Gründen der verbindlichen Glaubens- und Sittenlehre der Kirche ihre Zustimmung verweigern – ein Prinzip, das einleuchtend erscheint, aber sich im konkreten Fall als schwierig erweisen kann, wenn gefragt wird, was als solche verbindliche Lehre zu gelten habe. Über weitere Sicherungen und Abstützungen der Synode im Blick auf die Gesamtkirche braucht hier nicht weiter gesprochen zu werden. Allerdings war die Möglichkeit vorgesehen, Initiativanträge, die einer gesamtkirchlichen Regelung bedürfen, in der Form eines *Votums* an den

Hl. Stuhl einzubringen. Dies ist in 16 Fällen geschehen – am brisantesten in der Frage schuldlos Geschiedener zu den Sakramenten, ebenso in der Frage der Aufhebung des Ehehindernisses bei der konfessionsverschiedenen Ehe.

Erwartungen und Hoffnungen

Wenn man den zeitlichen und den inhaltlichen Kontext der Würzburger Synode bestimmen will, dann ist dem bereits Gesagten noch hinzuzufügen: Die Synode traf in die Situation der durch das Konzil geöffneten Fenster und Türen und der Probleme, Aufgaben und Schwierigkeiten, die dadurch auf die Kirche zukamen. Es war die Situation eines durch die Verpflichtung zur vielfältigen Erneuerung entstandenen Aufbruchs, für den zwar die Prinzipien gegeben waren, die konkreten Imperative jedoch noch gesucht werden mußten.

Manche Probleme, die im Konzil zur Sprache kamen, wurden dort nicht entschieden bzw. deren mögliche Entscheidung wurde nicht zugelassen; aber ihre Brisanz und Aktualität blieb bestehen – etwa die Frage des Zölibats der Priester und der möglichen Zulassung von „viri probati“ oder von Frauen zur Ordination. Dazu kommen die Fragen zu Ehe und Familie und das konkrete Problem der Geburtenregelung, das im Jahr 1968 durch die Enzyklika „*Humanae vitae*“ in einem Sinn entschieden wurde, der weithin auf Kritik, ja Protest und Ablehnung stieß. Kein Ereignis nach dem Konzil hat innerkirchlich so schwerwiegende Folgen gehabt wie diese Enzyklika.

In Deutschland kam die Krisensituation elementar zum Ausdruck auf dem Essener Katholikentag 1968. Julius Kardinal Döpfner hat sich mit großem Mut dieser Herausforderung gestellt und die Loyalität zum Papst mit der Offenheit für die aufgebrochenen Fragen verbunden.

Diese Situation, verbunden mit den Studentenunruhen, mit „Vietnam“, „Biafra“, dem Ende des Prager Frühlings, war die Geburtsstunde der Gemeinsamen Synode. Gerade in Essen wurde deutlich, daß man der gegebenen kritischen Situation weder durch autoritative Mahnschreiben noch durch Handreichungen gerecht werden kann, sondern durch eine Instanz im Rahmen einer nachkonziliaren Synode, als einem Forum des Sichversammelns, des miteinander Suchens, Beratens und vielleicht Findens. Dazu bedurfte es der Mitarbeit der Priester, Theologen und Laien: es bedurfte der Freiheit der Rede, der offenen Diskussion, in der die Begründung, das Argument des Glaubens das entscheidende Gewicht haben sollte.

Hat die Synode diese Erwartungen und Hoffnungen erfüllt? Ist das Experiment gelungen? Erfüllt und gelungen – das sind fast zu große Worte. Man kann bezweifeln, ob der Kirche als dem Volk Gottes auf dem Weg eine volle Erfüllung, ein umfassendes Gelingen möglich ist oder geschenkt wird. Man könnte

viel eher fragen, ob eine Erfüllung im umfassenden Sinn zu einer Kirche paßt, die auf dem Weg ist; Erfüllung wäre Beendigung des Wegs und des Unterwegseins der „ecclesia semper reformanda“.

Trotzdem: Die Synode hat manches erbracht. Dies betrifft in erster Linie die Synode im Vollzug, als Geschehen, als Ereignis. Die Synode manifestierte in ihren Sachkommissionen und Vollversammlungen ein erstaunliches und bewegendes Engagement von so gut wie fast allen Beteiligten. Das ist für mich das größte Erlebnis gewesen – vor allem im Blick auf die Laien, die, mitten in ihrem Beruf stehend, eine Fülle von Arbeit, Energie, Zeit und Geduld im Dienst der Synode auf sich genommen haben.

Die Synode manifestierte in ihren verschiedenen Gremien einen Grundkonsens darüber, daß man jedem Mitglied guten, ja besten Willen zutraut. Dieses Grundvertrauen war die Basis für die Offenheit und Freiheit, mit der in der Synode gesprochen wurde und in der sich die verschiedenen Theologien und die Vielfalt der Meinungen nicht selten kritisch artikulierten. Dazu sagte Kardinal Döpfner, auch kritisches Engagement könne ein Zeichen kirchlichen Sinnes sein.

Diese Grundlage war auch die Basis einer möglichen Kooperation in den Kommissionen und in der Vollversammlung. Der Sachkommission 10, deren Thema Ökumene war, ist es z. B. gelungen, die gerade in dieser Frage vorhandenen verschiedensten Standpunkte zu einem Konsens zusammenzuführen, der zwar nicht immer der subjektiven Vorstellung des einzelnen voll entsprach, der auch einiges vom ersten Entwurf drangeben mußte, der sich aber als möglich und tragfähig erwies, um die Zustimmung des Plenums zu erreichen. Und darauf kommt es für die Chance der Rezeption an. Kompromisse müssen keineswegs schwach oder faul sein oder eine „reziproke Unehrllichkeit“ darstellen. Redliche Kompromisse sind nicht nur die Gestalt einer Kunst des Möglichen, sie sind auch Ausdruck eines gegenseitigen Respekts, der sonst so hochgepriesenen Toleranz.

Dieser neue synodale Stil des Umgangs miteinander, das Vertrauen, der Dialog zwischen Bischöfen, Priestern, Theologen und Laien, der Wille zum Konsens – das waren die wichtigsten Ergebnisse der Synode. Sie dürfen nicht mehr verlorengehen. Sonst geht das uns neu geschenkte Verständnis von Kirche verloren.

Wenn ein Wort zu den Beschlüssen der Synode gesagt sein soll, dann dies: Das am Ende der Synode beschlossene Dokument „Unsere Hoffnung. Ein Bekenntnis zum Glauben in dieser Zeit“ darf die Synode mit Freude und Genugtuung erfüllen. Es ist ein Text, der bis heute noch nichts von seiner Lebendigkeit, seiner Unmittelbarkeit und aufrüttelnden Kraft verloren hat. Daß die Synode sich zu diesem Bekenntnis bekannte, ehrt sie. Wenn dieser Text, sein Impuls und seine Motivation bleiben, dann ist die Synode nicht vergebens gewesen. Sie hat das Bild von der Kirche als Hoffnungsgemeinschaft vermittelt und zugleich gezeigt, wie umfassend davon Kirche, Welt, Gesellschaft, Gegenwart und Zukunft

bestimmt und belebt werden können, in einer Zeit, deren Hauptmerkmal nicht Hybris, sondern Angst und Ratlosigkeit ist.

Die anderen Beschlüsse sind Texte anderer Art. Sie geben nicht nur einen Ist-Bestand auf den vielen Feldern kirchlichen Tuns wieder, sondern vermitteln Anregungen für viele Möglichkeiten und Aktivitäten in der Kirche. Aber dies gilt nur, wenn diese Texte nicht Papier bleiben, in einem stattlichen Band versammelt oder in manchen Leitzordnern archiviert oder im Papierkorb verschwunden, sondern wenn sie zum Leben erweckt, wenn sie rezipiert werden. Man hat zu Recht gesagt: Ohne Synoden stirbt das Konzil. Ebenso gilt: Ohne Rezeption durch die Gemeinden und die in ihr Verantwortlichen stirbt die Synode.

Was bleibt von der Synode?

Bei der letzten Vollversammlung der Synode wurde am Schluß nicht gesungen: „Ein Haus voll Glorie schauet“, sondern: „Wachet auf, ruft uns die Stimme.“ Und das Motto der letzten Vollversammlung lautete: „Die Synode endet – die Synode beginnt.“ So war es gedacht, so war es gewollt. Aber wie ist es geworden? Sind wir aufgewacht, haben wir begonnen? Was bleibt von der Synode? Diese Frage sei in der Form von konkreten Fragen entfaltet:

Wäre die Synode als eigenes Thema auf dem Katholikentag in Freiburg nicht fast vergessen worden? Wurde es nicht erst nachträglich eingefügt? Dieser Eindruck bleibt, auch wenn nicht bestritten werden soll, was ausdrücklich versichert wurde, daß die Synode selbstverständlich in allen Stadien der Vorbereitung und Planung präsent gewesen sei.

Gab es nicht schon vor und während der Synode ein erkennbares Desinteresse an ihr? Und dies von zwei Seiten: von denen, die ihr nichts zutrauten an Spontaneität, Mut, Kritik und Veränderungskraft, und von den anderen, die für das Bestehende befürchteten, das sie für das Endgültige hielten. Gab es nicht weite Kreise in der Kirche, auch manche Bischöfe, die ihr Desinteresse an der Synode oder ihre Ablehnung deutlich dokumentierten durch Abwesenheit oder durch völliges Schweigen? War zu erwarten, daß sie die Bereitschaft zeigen, sich an der Synode verpflichtend zu orientieren? Dies gilt sowohl für die Beschlüsse wie vor allem für den synodalen Vorgang: den Dialog, die Beratung, das Aufeinanderhören. Gab es nicht Stimmen, die das Geschehen auf der Synode als Geschwätz bezeichneten?

Ist es um der dringend notwendigen Stabilisierung und Beruhigung willen nicht besser, so wird in einer ganz anderen Richtung nach der Synode gefragt, daß die Deutsche Bischofskonferenz zu aktuellen Fragen Erklärungen abgibt und dies möglichst schnell, ohne Zögern, autoritativ, umfassend und entschieden? Hat sich, so wird weiter in dieser Richtung gefragt, der synodale Vorgang,

auch und gerade in Würzburg, nicht als Herd der Unruhe erwiesen, den es durch Verschweigen, Nichtbeachten, Verdrängen abzudecken gilt? Geschlossenheit und Bewahrung, Ruhe und Ordnung seien das Gebot der Stunde, in der Welt heute und erst recht in der Kirche, und dies werde am ehesten durch eine entschlossene Führung erreicht. Fragen, Zwischenreden, Dialog könnten als Zeichen der Schwäche und Unsicherheit ausgelegt werden.

Dagegen kann man fragen: Kann Geschlossenheit nicht zur Verslossenheit führen? Kann lebendige Bewahrung anders geschehen als durch ständige Verlebendigung? „Nichts erfordert so viel Treue wie lebendiger Wandel“ (Unsere Hoffnung). Und wer von Frieden und Ruhe spricht, soll sagen, was er darunter versteht. Jedenfalls meinte Bernhard von Clairvaux: Wenn du das Reich Gottes suchst, mußt du unruhig werden.

Die Fragen gehen weiter: Sind nicht die inzwischen noch verstärkten Probleme um den Priestermangel, die priesterlosen Gemeinden, die Pfarreien ohne Pfarrer – nach W. Kasper ein Widerspruch in sich – weithin unter Verschuß genommen worden? Werden nicht jene zurückgewiesen und getadelt, die auf solche Tatbestände aufmerksam machen und mit ihrer Frage ihrer Liebe und Sorge um die Kirche Ausdruck geben, und die in den bis jetzt gültigen Regelungen keine Lösung sehen? Pfarrer können nur durch Pfarrer ersetzt werden. Wie verträgt es sich, daß einerseits gesagt wird – und dies mit Recht –, die Eucharistiefeier sei Zentrum und Höhepunkt im Leben einer Gemeinde und daß – infolge des Priestermangels – immer mehr Gemeinden mit Wortgottesdienst und Kommunionausteilung versorgt, gleichsam „abgespeist“ werden (W. Kasper)? Es ist jetzt schon festzustellen, daß und wie sehr das gottesdienstliche Leben der so betreuten Gemeinden beeinträchtigt wird – und nicht nur dieses. Muß nicht die Cura animarum, die Sorge für die Menschen und ihr Heil, das oberste Gesetz in der Kirche sein?

Ferner: Wie soll man es verstehen, daß konkrete Fragen der Sakramentenpastoral, etwa in der Frage der Erstbeichte und Erstkommunion, inzwischen eine Regelung gefunden haben, die auf die offenen Möglichkeiten, von denen die Synode sprach, keinen Bezug nimmt? Sind nicht viele Katholiken, die zunächst mit Begeisterung in den vielen Gremien der Räte mitarbeiteten, müde geworden – bis zur Resignation, bis zur Weigerung, sich noch zu engagieren?

Wo trifft das Wort des Ökumene-Beschlusses der Synode zu: „Die ökumenische Aufgabe duldet keinen Aufschub. Ökumenische Orientierung muß neuer Stil der Kirche werden.“? Kann man statt dessen heute nicht von „Profilierung“ und „Entflechtung“ hören und die Forderung: Schluß mit den ökumenischen Experimenten der letzten Jahre, Rückkehr zu dem Stand, wo die Dinge noch klar und richtig, noch in Ordnung waren?

Was ist aus dem Wort geworden – denkt man an die neuesten Richtlinien für die Laien im kirchlichen Dienst –, daß die in einer konfessionsverschiedenen

Ehe gegebene Verschiedenheit der Bekenntnisse auch eine befruchtende Wirkung für das Glaubensleben der Gatten und damit für ihre Ehe haben kann, ja eventuell eine ökumenische Chance darstellt?

Was wird aus den vielen Studierenden der Theologie, die man einst mit einladenden Worten für den kirchlichen Dienst auch und gerade in den Gemeinden engagierte und denen man heute nicht recht klarmachen kann, worin ihr kirchlicher Dienst besteht – er soll ja möglichst nicht direkt gemeindebezogen sein – oder für die man keine Verwendung findet trotz des immer größer werdenden Priestermangels?

Besondere Erwartungen wurden mit den von der Synode verabschiedeten Voten verknüpft. Beim Katholikentag in Freiburg wurde – fast zufällig – bekannt, daß die Antworten aus Rom seit längerem vorlagen. Im Dezember 1978 wurden diese den ehemaligen Mitgliedern der Synode zugestellt. Die Antworten lassen sich so gliedern:

Manches bleibt offen und soll erst mit der Reform des Kirchenrechts gelöst werden, so die Voten zu den pastoralen Diensten in den Gemeinden sowie zu „Christlich gelebte Ehe und Familie“. Abgelehnt wurde das Votum auf Aufhebung des Ehehindernisses der Konfessionsverschiedenheit sowie das Votum, die Bischöfe zu bevollmächtigen, Priester zur Firmspendung zu beauftragen. Über die Voten zur Ordnung der Schiedsstellen und Verwaltungsgerichte in der Bundesrepublik Deutschland, über die Zulassung wiederverheirateter geschiedener Katholiken zu den Sakramenten, über die Zulassung nichtkatholischer Christen zur Eucharistie sowie über die Einführung weiterer Hochgebete haben verschiedene Gespräche zwischen der Bischofskonferenz und dem Apostolischen Stuhl stattgefunden, die aber bisher noch zu keiner Klärung und Entscheidung geführt haben. Der Pressedienst des Sekretariats der Deutschen Bischofskonferenz sagt: „Nach dem derzeitigen Stand der Beratungen ist nicht erkennbar, daß mit einer Änderung der bisherigen Regelung gerechnet werden kann.“ Das einzig eindeutige positive Ergebnis lautet: In jedem Jahrzehnt kann eine Gemeinsame Synode durchgeführt werden.

Es bedarf keiner großen Phantasie, um sich vorzustellen, wie diese Antworten von vielen Synodalen aufgenommen werden. Sie werden fragen: Soll das das letzte Wort sein? Was werden die Mitglieder der „Gemeinsamen Konferenz“ dazu sagen und tun?

Die durch diese und andere Fragen beleuchtete Situation ist freilich nicht das einzige, was von der Synode bleibt. Vieles von dem, was bleibt, wird nicht öffentlich registriert, macht keine Schlagzeilen; aber es wirkt weiter in den Menschen, es wird praktiziert, vor allem in den Gemeinden, die Kirche am Ort sind und mehr als die Großkirche die Erfahrung von Kirche vermitteln. Es ist sicher, daß es in vielen Gemeinden Zellen der Hoffnung gibt, daß Geist und Stil der Synode nicht ausgelöscht werden können.

Wichtig, ja geradezu entscheidend ist es, daß die vielleicht verständliche Müdigkeit, Ermattung, Resignation und Enttäuschung nicht die Oberhand gewinnen und das immer noch brennende Licht der Hoffnung nicht erlöschen und ausglühen lassen. Wenn die Hoffnung stirbt, ist das Ende des Glaubens nicht mehr weit. Und was wäre das für eine Kirche, die nicht mehr Hoffnungsgemeinschaft wäre oder die diese ihre Bezeichnung durch eine gegenteilige Praxis Lügen strafte?

Ich bin überzeugt: Nur im Zusammengehen, im Miteinandersein des ganzen Gottesvolks, differenziert in Funktionen, Verantwortungen und Gaben und differenziert nach dem Zusammenhang von Universalkirche und Ortskirche, sowie in der Einübung einer legitimen Vielfalt in Einheit kann heute der Weg der Kirche als Weg des Glaubens gefunden und begangen werden. Kirche und Synode, das wurde zu Anfang gesagt, sind nicht dasselbe; aber die Synode ist im Dienst in der Kirche heute unverzichtbarer denn je. Die Synode ist ursprungsgetreu und situationsgemäß.

So zu reden erlaubt nicht ein einfältiges oder naives Gemüt, so zu reden erlaubt ein immer wieder befreiender Blick in den Ursprung und in die Geschichte der Kirche; so zu reden erlaubt die Hoffnung, ohne die kein Mensch, kein Christ, erst recht keine Kirche leben kann. So zu reden ermöglicht die immer noch lebendige Erinnerung an die Synode, an die vielen, die dabei engagiert waren. Weil die Kirche als Glaubensgemeinschaft zugleich eine Hoffnungsgemeinschaft ist und in der Synode sich ausdrücklich dazu bekannt hat, wird auch von der Synode bleiben, was Grund und Frucht der Hoffnung ist. Auch hier soll – trotz allem – gelten: Ich will euch Zukunft und Hoffnung geben.

Der Beitrag ist der Text des Referats auf dem 85. Deutschen Katholikentag in Freiburg als Einführung in das Forum: Kirche als Hoffnungsgemeinschaft – Was bleibt von den Synoden? (16. 9. 1978) Wertvolle Anregungen und Hinweise verdanke ich K. Lehmann, Einführung in: Beschlüsse der Gemeinsamen Synode der Bistümer der Bundesrepublik Deutschland, Bd. 1 (Freiburg 1977); J. Neumann, Das synodale Prinzip in der Kirche (Freiburg 1975); J. Ratzinger, Zur Theologie des Konzils, in: Das neue Volk Gottes. Entwürfe zur Ekklesiologie (Düsseldorf 1969) 147–170.